

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 67. Bromberg, den 21. März 1930.

Der Tag des Buches — und wir.

Es ist zu einer schönen Sitte geworden, den Tag, an dem Goethe seine Augen für immer schloß, zu einem „Tag des Buches“ zu machen, zu einem Tage, an dem man die Allgemeinheit auf das Buch hinweisen, zum Buch hinführen will, an dem man über den großen Wert, die kulturelle Bedeutung des Buches nachdenken soll.

Allein die Tatsache, daß man sich von der Notwendigkeit eines solchen Tags des Buches überzeugt hat, ist eigentlich beschämend für die heutige Generation; denn die Einrichtung eines solchen Tages ist ja schon Beweis dafür, daß man für alles andere Zeit und Geld zur Verfügung hat, nur nicht für ein Ding, dessen geistiger Wert in keiner Währung der Welt gebührend genannt werden kann. Das Buch ist von Magazinen, Film und Funk beiseite gedrängt worden. Es muß einen harten Existenzkampf führen. Die Menschen unserer Tage sind gehetzt oder glauben es zu sein. Sie finden nicht mehr Zeit, ein Buch zu lesen. Einige Kurzgeschichten werden noch gelesen, sensationelle Berichte. Aber ein Buch? Wozu Romane lesen, wenn man sie in kaum zwei Stunden vor den Augen abrollen lassen kann, denkt man heutzutage. Ein Buch ist die Arbeit eines Jahres, mehrerer Jahre, oft eines Menschenlebens. Es beansprucht für seine Lektüre auch mehr Zeit, es fordert Vertiefung in seine Gedankengänge — aber es bereichert unendlich, es belohnt tausendfach für die ihm gewidmete Zeit.

Die Zeit ist kostbar, das läßt sich nicht leugnen. Aber gerade die Menschen, die nie Zeit haben, stets überlastet, in ewiger Hast sind, die die Zumutung, ein Buch zu lesen, mit Entrüstung abweisen, gerade diese Menschen sollten doch einmal ihre Tagestätigkeit einer genauen Revision unterziehen. In wie vielen Fällen ist doch der angebliche Zeitmangel — eine Ausrede, in wie vielen Fällen ein Mangel an Organisationsfähigkeit, sich die Arbeit besser einzuteilen. Wieviel Zeit wird durch unnötige Gespräche vertan, die zu nichts anderem nützen, als zur Kolportage neuesten Klatsches. Wieviel Zeit nehmen die sogenannten geselligen und gesellschaftlichen Verpflichtungen ein? Und — wenn wir schon bei einer solchen Zusammenstellung sind — wieviel das Essen und Trinken?

Ziehe den Schlußstrich unter solch eine Bilanz und du stellst fest, daß du außer im Geschäftsleben oder (die Hausfrau) in der Wirtschaft die meiste Zeit für Geselligkeit, Mahlzeit und vielleicht Spaziergänge opferst. Gewiß, auch das muß sein, Gemüt und Körper wollen Erholung und Auffrischung. Aber der Geist nicht? Kannst du darauf verzichten, seit dem Abgang aus der Schule mit der geistigen Welt den Kontakt zu lösen?

Für das Auslandsdeutschtum muß aber das Lesen eines Buches noch mehr sein, als lediglich das Auffrischen seines Wissens. Es ist der Kontakt zur Ideenwelt seines Muttervolkes, die Verbindung zur kulturellen Entwickelung, es ist der Quell, der das Leben des Auslandsdeutschen immer wieder speist und erfrischt und es nicht von fremden Kulturen verdrängen läßt. Gerade wir Deutschen in Polen, denen durch hohe Paßgebühren und einen niedrigen Valutastand die Reise und damit die enge Fühlung zum Muttervolk so sehr erschwert ist, müssen dem Buch unsere besondere Liebe widmen. Es läßt uns über große Entfernungen hinweg teilhaben an kulturellen Strömungen und Entwickelungen, deren Unkenntnis uns rückständig werden läßt. Das Buch erhält in uns die geistigen Schätze des deutschen Volkstums.

Aber von zweifellos noch größerer Bedeutung als für die Erwachsenen, die eine deutsche Schule besucht haben, ist das Buch für unsere Jugend, die oft unter den häßlichsten Verhältnissen sich eine geistige Grundlage für ihr Leben schaffen muß. Wie viele deutsche Kinder erhalten heut außer ihrer Schulfibel oder ihrem Lesebuch noch ein anderes Buch in die Hand? Es ist furchtbar traurig gerade in dieser Beziehung auf dem Lande bestellt. Die Eindrücke, die man bei Wanderungen in abgelegenen Dorfgemeinden gewinnt, wo nur eine polnische Schule am Ort ist, die auch die deutschen Kinder besuchen müssen, sind erschütternd. Die Eltern haben heut gerade unter solchen Verhältnissen mehr denn je die Pflicht, dafür zu sorgen, daß in die Hände ihrer Kinder Bücher kommen, die dazu beitragen, dem Kinde seine angestammte Kultur zu erhalten.

In den deutschen Schulen haben die Schülerbibliotheken in letzter Zeit leider eine bedauerliche Vernachlässigung erfahren müssen, da den Schulen nur ganz geringe Mittel für diese Zwecke zur Verfügung stehen und die z. T. sehr zusammengeschrumpften Büchereien keine so nötige Auffrischung erfahren können. Die Büchereien müssen neben den Klassikern und dem guten Alten auch vom Neuen das Wertvolle aufnehmen. Vielleicht trägt auch der „Tag des Buches“ dazu bei, um hier Abhilfe zu schaffen.

Lauter denn je muß heute die Forderung, daß das Buch seinen Einzug bei den breitesten Massen halte, erhoben werden. Es muß wieder seinen Ehrenplatz erhalten und darf durch Film und Funk nicht verdrängt werden. Zeitmangel darf es nicht geben und Geldmangel ebenso wenig. Der Wert eines guten Buches steht viel höher als sein Preis. Es ist nicht wahr, daß die Bücher so teuer sind, als daß wir sie nicht kaufen könnten. Erfreulicherweise aber macht sich gerade jetzt unter den deutschen Verlegern eine Bewegung bemerkbar, die Bücher so billig wie möglich herauszubringen. Die „Buddenbroocks“ z. B. — um nur ein Beispiel zu nennen — kann man heut schon für 6 Zloty

(sechs Zloty!) haben. Wenn sich diese Bewegung weiter fortsetzt — und wir wollen es hoffen — werden die Einwände, daß deutsche Bücher zu teuer seien, verschwinden.

Doch schon heit gehe man wieder dazu über, das Buch zu seinem Gefährten zu machen. Der Einzelne, die Familie, die Volksgemeinschaft werden den Nutzen aus dieser Freundschaft haben. mh.

Die Bücher im Leben Goethes.

Von Fritz Adolf Hünich.

Gerade der Dichter, der aus der verschwenderischen Fülle seines Herzens, aus der beispiellosen Weite und Tiefe seines Erlebens und der unerschöpflich scheinenden Anlage seiner Natur jene unvergänglichen Werke schuf, die bestimmt waren, stärker, eindringlicher und länger als je die Werke eines Dichters vor und nach ihm die geistigen Wandlungen seiner Nation zu beeinflussen — gerade ein Dichter von so großem Entwicklungsdrang wie Goethe war am wenigsten der Notwendigkeit enthoben, sich mit den Werken des vergangenen und gegenwärtigen Schrifttums auseinanderzusetzen, wofern sie nur eine Bereicherung seiner Erkenntnisse oder den Anstoß zu eigenem Schaffen und dessen Förderung bedeuteten.

Das „Buch der Bücher" lernt der Knabe zuerst in einer Foliobibel mit den Kupfern von Merian kennen, es ergreift die junge Seele durch die Macht und Größe seiner Gedanken und Gestalten. Die Beschäftigung mit der Bibel in dieser Zeit legt den Grundstock zu der Bibelfestigkeit, die Goethe bis in sein Alter nicht verließ. Biblische Stoffe behandelt der Knabe in Dichtungen, wie Joseph und seine Brüder, Belsazer, Isabel, Ruth, Selima, die nach des Dichters Worten ihre Jugendsünden nicht anders als durch Feuer haben büßen können. Als Orakel diente die Bibel neben Bogatzkys „Güldenem Schatzkästlein der Kinder Gottes", indem man, um dem Zufall das Recht einzuräumen, in Zeiten großer Bedrängnis eine „weissagende Andeutung" zu machen oder eine Schicksalsentscheidung zu treffen, zwischen die Blätter eine Nadel schob und die Stelle, die diese beim Aufschlagen bezeichnete, als Antwort „gläubig beachtete."

Die große Büchersammlung des Vaters, von der die besten, in Franz oder Halbfranz gebundenen Bücher die Wände seines Arbeits- und Studierzimmers im umgebauten Hause am Großen Hirschgraben schmückten, ermöglichte die Lektüre lateinischer Klassiker, den Homer las der Knabe in einer Prosaübertragung, die er unter dem Titel „Homers Beschreibung der Eroberung des trojanischen Reichs" in der Bibliothek seines Oheims Johann Jakob Starck fand, er las Ovids „Verwandlungen", Vergils „Äneide", Fenelons „Telemach" in Neukirchs Übersetzung, dem „so starren" Cornelius Nepos brachte er jedoch kein Interesse entgegen; zu diesen Büchern gesellten sich „Robinson Crusoe", die „Insel Felsenburg", Lord Ansons „Reise um die Welt" sowie jene Volksbücher auf „schrecklichstem" Löschpapier, die man das Glück hatte, „auf einem Tischchen vor der Haustüre eines Büchertrödlers täglich zu finden und sich für ein paar Kreuzer zuzueignen": der Eulenspiegel, die vier Haimonskinder, die schöne Melusine, der Kaiser Oktavian, die schöne Magelone, Fortunatus, bis auf den Ewigen Juden. Der Zugang zu den meisten und besten Dichtern seines Zeitalters wie Canitz, Hagedorn, Gellert, Haller und anderen eröffnete sich ihm in des Vaters Bibliothek, von der freilich Klopstocks „Messias" ausgeschlossen war, weil er in ungereimten Versen geschrieben ist, die nach des alten Goethe Meinung keine Berechtigung hatten, sich Verse zu nennen. Ein Freund des Hauses schmuggelte die Dichtung ein, deren „auffallendste" Stellen hinter dem Rücken des Vaters auswendig gelernt wurden, wie denn überhaupt die Gedächtniskraft schon des Knaben ungewöhnlich gewesen ist: „Ich hatte von Kindheit auf", so heißt es in „Dichtung und Wahrheit", „die wunderliche Gewohnheit, immer die Anfänge der Bücher und Abteilungen eines Werkes auswendig zu lernen, zuerst der fünf Bücher Mosis, sodann der „Aneide" und der „Metamorphosen".

Die genaue Kenntnis dessen, was dem Jüngling, sei es in Frankfurt, sei es in Leipzig, an zeitgenössischer Literatur zu Gesicht gekommen ist, vermittelt das berühmte siebente Buch von „Dichtung und Wahrheit". Je weiter er ins Leben hineinwächst, um so stärker wird seine Verbundenheit mit den literarischen Erscheinungen seiner Epoche. Lessings „Laokoon" und „Hamburgische Dramaturgie" üben tiefe und nachhaltige Wirkung aus, Winckelmanns Schriften wurden fleißig gelesen, Wielands „Musarion" riß ihn hin. Aus Leipzig krank nach Hause zurückgekehrt, glitt er widerstandslos hinüber in die mystische Gefühlswelt des Fräuleins von Klettenberg, las Gottfried Arnolds „Unparthey-ische Kirchen- und Ketzerhistorie", Herrn Georgii von Welling „Opus mago-cabbalisticum et theosophicum", die „Aurea Catena Homeri. Das ist: Eine Beschreibung von dem Ursprung der Natur und natürlichen Dinge", die Werke des Theophrastus Paracelsus und anderer mystischer Schriftsteller. In Straßburg schreitet er an Herders Hand in die gewaltige Welt Shakespeares, Ossian überschüttet ihn mit seiner Schwermut und den Schauern einer großartigen Vergangenheit, er übersetzt daraus, als ein Geschenk für Friederike Brion, die „Gesänge von Selma", die, überarbeitet, in den „Werther" aufgenommen wurden, Pütters „Grundriß der Staatsveränderungen des Deutschen Reichs" führt ihn auf die Spuren Götzens von Berlichingen, aus dessen von Georg Tobias Pistorius im Jahre 1731 herausgegebener Lebensbeschreibung sich ihm die Figur dieses „rohen, wohlmeinenden Selbsthelfers in wilder, anarchistischer Zeit" gestaltet. In Wetzlar beginnt er für die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" Bücher zu rezensieren. Er bespricht unter anderem die „Moralischen Erzählungen und Idyllen" von Diderot und Geßner, ein wertloses Buch wie die „Gedichte von einem polnischen Juden" wird ihm zum Anlaß einer schwärmerischen Verherrlichung eines erträumten Verhältnisses zu der geliebten Lotte Buff. In dem aus dieser Neigung erfolgenden Zwiespalt seines Herzens ergreift ihn Rousseaus „Nouvelle Heloise" durch Schicksalsähnlichkeit. In Frankfurt liefert ihm das „Mémoire" von Baumarchais den Stoff zum „Clavigo".

Mit dem Übergang Goethes in die Weimarischen Verhältnisse, bei einer sich und ihrer Ziele immer bewußter werdenden Lebensführung verliert das Buch allmählich seine dämonische und schicksalgestaltende Bedeutung, es ist nicht mehr eine Sensation des Herzens, es ist eine tägliche Aufgabe wie der Verkehr mit den Menschen und die Erledigung der beruflichen Geschäfte, es tritt aus dem Individual- in ein Kollektivdasein.

Eine eigene, von Jahr zu Jahr wachsende Bibliothek ist dem Dichter jetzt zur Verfügung, was sie nicht enthält, kann er den unter seiner Aufsicht stehenden Bibliotheken in Weimar und Jena entnehmen. Viele Werke der Wissenschaft, Kunst and Literatur werden ihm von den Verfassern oder Herausgebern zugeschickt, manche davon enthalten gedruckte Zueignungen. Groß ist die Zahl der von ihm rezensierten Bücher. Goethes Leben mit Büchern spielt sich in der höchsten geistigen Sphäre ab, besonders nachdem seine und Schillers Abrechnung mit den Niederungen des Geschmacks durch die „Xenien" erfolgt war. Seine Begegnungen mit Büchern zeichnen den Gang der Geistesgeschichte während der siebenundfünfzig Jahre seines Weimarer Aufenthaltes nach. Alle großen Namen dieses Zeitraumes erscheinen in seinen Werken, Briefen und Tagebüchern. Der Begriff „Weltliteratur" entsteht durch ihn. Zwischen den Büchern entlegener Zonen und ferner Zeiten werden Zusammenhänge sichtbar. Die Idee des Buches erfährt in Goethes Existenz ihre höchste Steigerung.

Das untrügliche Kennzeichen.

Etwas über den Umgang mit Büchern.

Von Dr. Gustav Manz.

Es ist ein alter Spruch: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist". Man könnte ihn auch so abwandeln, diesen alten Spruch: „Zeige mir, wie du mit jemandem umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist". Für mich ist dieser „Jemand" seit vielen Jahren das Buch. Ich habe bisher nichts ergründet von den Geheimnissen der Schriftdeutekunst, ist studiere keine Lebenslinien, ich treibe keine Schädellehre und keine Augendiagnostik, —

aber wenn ich zum ersten Mal eine Wohnung betrete, wandert mein erster Blick zu den Büchern. Genau wie der Weitgereiste im Hotel oder in irgendeiner Wirtschaft den Geist des Hauses an einigen untrüglichen Kennzeichen feststellt, — Haltung und Benehmen der Kellner, Sauberkeit von Tischtuch und Tischgerät. Reinlichkeit in gewissen Nebenräumen — ebenso bilde ich mir mein Urteil nach den Büchern, die einer besitzt. Aber nicht allein danach, sondern, wie er sie besitzt: ob er sie hegt und pflegt, wie dies gute Freunde beanspruchen dürfen, oder ob sie wahllos zusammengestopft sind, ob gut gebundene, wertvolle Bücher sich die unmittelbare Nachbarschaft zerschlissener Broschüren gefallen lassen müssen oder nicht.

Man muß freilich von Hause aus schon selbst ein Büchermensch sein, um Beobachtungen dieser Art zum Gradmesser eines Charakters und eines geistigen Zustandes zu erheben. Aber ich bin es nun einmal, d. h. nicht etwa ein „Bibliophile“, der sich mit kostbaren Erstdrucken umgibt, auch kein Büchernarr, der wahllos zusammenhamstert, wohl aber ein Bücherfreund, der von Jugend an glücklicher war, wenn man ihm Bücher schenkte, als wenn man ihn mit Süßigkeiten verwöhnte. Unter den Anekdoten aus Lessings Leben habe ich von früh an am meisten Verständnis gehabt für die Geschichte, die aus seinen Knabenjahren erzählt wird: er sollte gemalt werden mit einem Vogelbauer in der Hand, er aber verlangte trotzig danach, ihn zwischen einen Haufen Bücher zu stellen und also abzukonterfeien.

Die Bücherfreundschaft ist für den, der die Gabe dazu hat, eine der frühesten Neigungen; sie bleibt auch eine der dauerhaftesten. Aus junger Lesewut entwickelt sich allmählich die besonnene Lesefreude, jenes beglückende Bewußtsein, in guten Büchern diejenigen Gefährten gefunden zu haben, und immer wieder zu finden, auf die man sich unbedingt verlassen kann. Ich will nicht leugnen, daß man auch hierin zu einem Eigenbrödler und Sonderling werden kann. Hat doch einmal Feuerbach gesagt: „Je mehr sich unsere Bekanntschaft mit guten Büchern vergrößert, desto geringer wird der Kreis der Menschen, an deren Umgang wir Geschmack finden.“ Aber es liegt etwas Wahres in dieser Behauptung! Wie verhältnismäßig gering ist die Anzahl wirklich wertvoller Menschen, die wir in unserer kurzen Lebensspanne zu Freunden gewinnen können! Wie unmöglich ist es, zu allen denen hinzufinden, und mit ihnen in Verkehr zu kommen, die uns selber etwas geben, und denen wir auch unsererseits vielleicht wertvoll sein könnten! Aber wie gewaltig, sich zusammenscharend aus Jahrhunderten und Jahrtausenden, ist die Zahl der abgeklärten Geister und der großen Zeitgenossen, der Dichter und der Weisen, die wir auf den Brettern unserer Bücherregale als dauernde Hausgäste bei uns empfangen können!

Freilich, und damit komme ich wieder zum Ausgangspunkt dieser Zeilen zurück, wir sind ihrer nur wert, wenn unsere Gastlichkeit sich nicht damit begnügt zu sagen: „Kommt zu mir!“, sondern wenn wir wissen, daß dieser Dauerbesuch auf Lebenszeit uns auch eine Unterhaltungspflicht auferlegt. Je mehr wir uns durch Umgang mit Büchern im Geschmack verfeinert haben, um so bestimmter wird sich uns das Gefühl herausbilden, daß dem Inhalt die äußere Form, dem geistigen Wesen des Buches auch sein Gewand zu entsprechen habe. Lieber länger warten und groschenweise zusammensparen, um ein gebundenes Buch zu kaufen oder ein geheftetes nach eigenem Geschmack einbinden zu lassen, als broschierte Exemplare sich hinstellen, deren Gewand einer raschen Abnutzung ausgesetzt ist!

Für den wirklichen Bücherfreund gibt es ja keine köstlichere Augenweide, als das bunte Farbenspiel der verschieden gearteten Bücher, die da stumm und doch so beredt nebeneinander stehen. Wie oft gleitet sein Blick über die Buchrücken hinweg, deren Schilder mit den Goldbuchstaben wie eine geistige Regimentsnummer die Zugehörigkeit zu den großen Heerscharen der weltbeherrschenden Gedanken andeuten! Wie oft aber auch bleibt das Auge haften an dem oder jenem Werk, an der oder jener Gruppe zusammengehöriger Genossen; denn neben den Einzelbüchern finden sich ja im Laufe der Jahre die gesammelten Werke unserer Dichter und Denker zueinander . . .

Wer sich gar einmal die Mühe macht, etwa seine schöngeistigen Werke, wie es ein erfahrener Mann vorgeschlagen hat, nach den Geburtsjahren der Verfasser zu ordnen, der entdeckt gar bald, daß hinter dem Zufall eine Notwendigkeit verborgen ist. Denn es sind eben die Söhne und Töchter desselben Geschlechts, die sich da zusammenfinden, Träger ähnlicher oder gleichartiger Geistesströmungen . . . Ich lasse meinen Blick wandern über die Dichterabteilung meiner Bücherei, — wen finde ich da beisammen dank der Gleichheit ihres Geburtsjahres? Aus dem Jahre 1813 Otto Ludwig, Friedrich Hebbel und Richard Wagner, die drei Dramatiker in Wort und Ton, mit ihren Schriften und Dichtungen; freundlich gesellen sich zueinander Sprößlinge des Jahres 1819 Gottfried Keller und Theodor Fontane; Nachbarn sind der Verfasser des „Jürg Jenatsch“ aus dem Jahre 1825, derjenige des „Ekkehard“ aus dem Jahre darauf; 1830 bringt in Beziehung einen Erzähler und eine Erzählerin, Paul Heyse und Marie von Ebner-Eschenbach und gleich hinterher, ein Sohn des Jahres 1831, schließt Wilhelm Raabe sich an!

Das sind nur so ein paar Beispiele dafür, daß auch aus stummen Bücherreihen ein Stück Kultur- und Literaturgeschichte sprechen kann.

Aber zu allem kommt dann noch das Persönliche! Warum ist der eine Band Wilhelm Raabe abgegriffener als die anderen? Er enthält „Abu Telfan“, eines meiner Lieblingswerke, das ich fast jedes Jahr einmal lese! Warum ruht auf einem anderen Raabe-Band ein besonders zärtlicher Blick? Er enthält die Geschichte vom „Alten Eisen“, aus dem mir, dem Genesenden nach schwerer Krankheit, meine Frau Tag um Tag vorgelesen hat, um mir die trüben Gedanken zu verscheuchen. Warum blicke ich mit stiller Genugtuung auf ein paar andere Bände? Heute stehen sie in gediegenem Einband vor mir, aber einst sind sie groschen- und markweise in Lieferungen zu mir ins Haus gekommen! Warum beschleicht mich Wehmut, wenn ich fünf Bände gesammelte Werke betrachte, die eigentlich sechs sein sollten? Irgendwer hat sich einmal diesen einen Band entliehen, in Umzügen und Kriegsläuften geriet der Band, mit ihm aber auch der Entleiher vollkommen in Vergessenheit. Sollte da nicht auch ein geheimnisvoller Zusammenhang bestehen? Menschen, die Bücher entleihen, gute und wertvolle Bücher, und sie dann nicht von selbst wieder zurückbringen wie ein kostbares Gut, das man ihnen nur auf kurze Zeit anvertraut hat, sollten das nicht Menschen sein, deren Charakter nicht kristallklar ist, sondern irgendwo eine Trübung aufweist?

Doch ich will nicht ins Philosophieren geraten!

Aber ich komme zurück auf mein Ausgangswort: Sage mir, wie du mit Büchern umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist!

Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(8. Fortsetzung.)

Einen schönen, festen Sarg aus starkem, gesundem Holz hatte die Clari-Marie gefügt für die schöne, feste, starke und gesunde Frau, die dem Jakob Jacki, dem Wildhüter, starb, mitten im Leben wie vom Blitz erschlagen, von einem Fieber in einer Nacht hingerafft. Und — seltsam — der Strahlegghüttler sowohl wie der Jacki, der Hüter, als sie, Hut in Händen, am Totenbett ihrer Weiber gestanden hatten, am Bett einer Dulderin jener, dieser am Lager einer jäh Gefällten, hatten den trüben Blick von den bleichen Zügen der Gestorbenen genommen und auf die Clari-Marie gerichtet, die für die Tote in der Stube zu tun hatte. Sie hatten barhaupt mit derselben Andacht das lebende wie das tote Weib angesehen, weil ihnen im zähen, rauhen Leibe das nicht leicht weich werdende Herz zitterte vor Staunen und Wundern, wie die da — die Clari-Marie — einem Menschen, der in den letzten Nöten lag, über die Brücke zu helfen wußte, den fürchterlichen Steg aus dem Leben zum Tod. Mit den Händen stützte sie die Hände der Kranken, und dazu stand sie selber stark und aufrecht am Bett und betete immer, und wenn sie auch immer dieselben vorgeschriebenen Formeln sagte, so war es doch, als spräche sie Worte, die so stark und aufrecht waren, wie sie selbst. So stand sie neben den Sterbenden, daß es immer war, als nähme sie die größere Last des Sterbens auf sich.

Mit einem Lächeln, das sagte: es ist nicht so schwer, starben die beiden Weiber. Das Lächeln war das Verdienst der Clari-Marie; sie hatte eine wundersame Gabe, in den bittersten Nöten zu helfen.

So war der Tod im Isengrund hinter die geraten, deren Zeit noch nicht aufgezehrt war; andre, die wie faules und aus lang vergangenen Herbsten zurückgebliebenes Laub waren, konnten nicht sterben. Der Ziegler-Chrisostomus und sein Weib lebten noch immer. Aber sie saßen nicht mehr am Ofen, sie hatten sich noch ein Stück weiter hinaus aus dem Leben der andern verkrochen. In der großen Kammer neben der Wohnstube standen drei Schlafstellen, zwei so von der einen kahlen Wand in den tannenen Boden hinaus, daß ein schmaler Gang zwischen ihnen war, die dritte von ihnen entfernt in der Fensterecke. In den zwei nebeneinander stehenden Betten lagen der Chrisostomus und sein Weib, das letztere vergraben in rotbedruckten Decken und Kissen. Ein Büschel weißes, wirres Haar war zwischen dem Bettzeug sichtbar, und eine dünne Stimme kam manchmal aus den Kissen: Jere-ja! jere-ja! Das war das Ganze, was der Chrisostomus noch von seinem Weibe hatte, war die ganze Antwort, die er bekam, wenn er sich auf seinem Bett aufrichtete und aus Langeweile nach dem andern hinüberschwatzte, wo die Anni lag. Der Chrisostomus war noch ein stattlicher Schloßbau im Vergleich zu der Ruine, die sein Weib vorstellte. Zweimal des Tages kam für ihn eine große Stunde, da streifte er die Schafwollhose an, die neben seinem Bette lag, und die Clari-Marie kam herein, band ihm ein dickes Tuch kreuzweise um den Oberkörper und setzte ihn am Bettrand zurecht. Dann kramte er die Pfeife aus der Tasche, stopfte sie, und die Clari-Marie zündete sie an. Da aber diese, die vielgeschäftige, nicht immer genau die Stunde einzuhalten vermochte, da überdies der Ziegler in dem steinalten Leib noch viel junge Ungeduld hatte, geschah es, daß er oft in die Hose schon viel und viel zu früh fuhr, sich einen Platz am Bette erarbeitete und da hockte, wartend auf das, was noch sein Glück war. Er lebte noch grausam gern, saß auf dem Bettrand und qualmte und tuschelte in sich hinein, während sein Weib vom Nachbarbett her eifriger ihm zur Begleitung ihr „Jere-ja" jammerte.

Die Clari-Marie, wenn sie in die Kammer der Alten trat, hatte jedesmal die drollige Empfindung, daß sie zu Kindern gehe, lachte innerlich, daß das Leben sich wendete und aus dem Kinde die Mutter für Mutter und Vater geworden war, genoß aber wiederum unbewußt jene sonnenscheinartige Freude, die die Mutter in der Nähe ihrer spielenden Kinder ankommt, und hatte so in dem Dasein der Alten etwas in ihrem Leben, was die Cille, die weniger ihrer Pflege sich widmete, nicht empfand und was wie ein Glück war.

Seit mehr denn einem Jahre teilte die Clari-Marie auch nachts die Kammer der Alten; die im Isengrund schrieben es allein ihrem Wissen und ihrer Heilkunst zu, daß die zwei grabreifen Menschen immer und immer noch lebten.

Die rollende Zeit brachte auch Nachricht vom Jaun ins Zieglerhaus, nicht allzu häufige, denn Jaun stand im Joch schwerer Arbeit, und die Zieglerschwestern waren nicht schreibselig und gaben ihm nicht Anlaß, allzu spärlichen Schreibens sich schuldig zu fühlen. Nachricht war gekommen, daß er noch immer über die Maßen gern zu St. Felix sitze und nicht weniger gern im Haus des Apothekers weile, dieser wiederum aber und seine Familie, insbesondere jedoch Kirchhofer, der Ältere, eine seltsame Anhänglichkeit an den hatten, der als ein unbeholfener Bergbub zu ihnen gekommen war. Zwischen den Zeilen des Jaun vermochten selbst die zwei ungelehrten Frauen, die Clari-Marie und die Cille, zu lesen, daß sein Durst nach allerlei Wissen und Können, das lange nicht mehr zum Stand eines Bergbauern paßte, immer noch mächtiger wurde, wenn sie diese Briefe las, bekam die Cille ein Herzbangen und engen Atem, die Clari-Marie aber faltete die Stirne, sagte lange nichts, bis sie eines Tages die Hand schwer auf einen Brief legte, der eben gekommen war, und in strengem Ton, zur Cille gewendet, begann: „Es ist Zeit, daß er heimkommt, der Jaun. Er wird wohl stark genug sein jetzt, daß er die Bergluft verträgt." In den letzten Worten zitterte der Spott. Die Cille hatte keine Antwort, aber die andre fuhr fort:

„Und dann — er braucht nicht auf den Taglohn zu gehen hier, er kann hier eine Handlung einrichten mit allerlei Zeug, wie sie es in St. Felix in der Apotheke feil halten. In der kleinen Hinterstube kann er das. Du gibst etwas daran und ich gebe etwas daran. Was er zum Leben braucht, verdient er damit; mehr hat er nicht nötig. Kannst ihm schreiben, wie wir es im Sinne haben."

Die Cille sagte dazu nicht viel, aber sie schrieb, und das Herz wurde ihr nicht leichter dabei. Dann kam die Antwort, nicht vom Jaun — von Kirchhofer, dem Jungen. Der schrieb fast zornig. Sie sollten sich nicht in den Weg stellen, wenn der Jaun auf der Wanderschaft nach dem Glück sei, sein rastloser Fleiß verdiene einen andern Lohn als eine Krämermühsal in einem Nest wie Isengrund. Sie sollten sich's wohl überlegen, ob sie es verantworten könnten, des Buben Unglück gewollt zu haben.

Auch dieser Brief machte der Cille Herzklopfen, machte ihr den armen, nicht an vieles Denken gewöhnten Kopf müde und dumpf und jagte ihr eine Unruhe in die Glieder, die sie tagelang nicht verließ. Die Clari-Marie schwieg, sah nur die Cille immer so sonderbar an, als früge sie: Weißt nicht, was du jetzt zu tun hast? Wollte diese aber ihre Meinung wissen, blickte sie an ihr vorbei und sagte: „Tue, was du willst! Was ich denke, weißt du." End' aller Enden blieb der Brief unbeantwortet, und in St. Felix taten sie, als sei ein Bescheid nicht nötig. Der Jaun blieb, wo er war.

Nun löste das Frühjahr den Winter ab, einen, der grimm gehaust hatte und dessen Schneewuchten, unter denen er die vom Isengrund beinahe erstickt, noch in schweren Überresten in allen Felslöchern, an jedem Schattenfleck, an den Hängen und über den Bergkämmen lagen. Da trug der Briefträger den Ziegler-Schwestern einen Brief vom Jaun ins Haus, der herzlich und ungestüm war und in der noch halb winterlichen Stube hauste wie der Föhn im Schneetal.

„Jetzt kann ich es euch sagen", schrieb der Jaun, „ich habe das Examen gemacht. Mit dem neuen Semester beziehe ich die Universität!" In dem Satz waren zwei Worte, die die Ziegler-Schwestern nicht verstanden: Semester und Universität. Aber den Jubel verstanden sie, der durch des Jaun ganzen Brief klang; es war fast, als stände jener vor ihnen in der Stube und erzählte und jauchzte dazwischen und erzählte wieder mit zwanzig „denket" und „höret" und „wisset". Was anfangs unklar war, das klärte ihnen die Fortsetzung des Briefes auf. Da stand „Medizin werde ich studieren! Ein Doktor werde ich, Base Clari-Marie, ein Doktor, wie Ihr einer seid, nur einer, wißt Ihr, der ein bißchen mehr lernen muß! Der alte Herr hilft mir, der alte Herr Kirchhofer! Wie soll ich es ihm einmal vergelten! Das ist einer, der alte Herr! Stolz ist er, daß ich es so weit gebracht habe, und — ich verdiene auch selber etwas mit dem, was ich mithelfe in der Apotheke, aber nachher, wenn ich die Universität bezogen habe, wird das nicht mehr angehen. Aber später zahle ich ihm alles zurück, dem alten Herrn! Beim Eid tu' ich es! Und freuet euch, Mutter und Clari-Marie. Ihr sollt es gut bekommen, wenn ich einmal ein Doktor bin. Sie verdienen viel Geld, die Doktoren."

(Fortsetzung folgt.)





* **Zahl' bar, was du verzehrst!** In der Askaloner Kneipe „Zum schwarzen Walfisch" wurde bekanntlich schon vor einigen Jahrtausenden nicht angekreidet. Auf diese Sitte — oder Unsitte — hat jetzt der ungarische Innenminister zurückgegriffen und eine Verfügung erlassen, nach der vom 1. Mai ab auch im Lande der Magyaren geistige Getränke nicht mehr auf Kredit abgegeben werden dürfen. Man hat das zwar nicht direkt verboten, aber auf dem Gesetzeswege Saufschulden für uneinklagbar erklärt. Kerbholz und Kreide sehen in Ungarn also ruhigen Zeiten entgegen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.